



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Jörn Uhl und Niels Glambäk

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

dorischen Wanderung selbst und den durch sie bewirkten Umwälzungen finde sich ja keine Spur in den Gedichten. Für unsre deutschen Sezierkünstler, die die vermeintlichen einzelnen Bestandteile präparieren und meinen, das Ganze sei von einem Redakteur mehr oder weniger geschickt zusammengeflocht, hat der Engländer nichts als Spott und Hohn. Warten wir ab, wie sie ihn strafen werden, mit schweigender Verachtung oder mit beschämender Widerlegung.



Jörn Uhl und Niels Glambæk



Es sind die Namen zweier Jungen, eines holsteinischen und eines dänischen, und die Geschichte ihrer Entwicklung bildet den Inhalt zweier Romane, die dadurch mancherlei Verwandtes bekommen haben. Mit dem ersten (Berlin, G. Grote) hat ein holsteinischer Pastor, Gustav Frenssen, einen glücklichen Wurf gethan, auf dem Titelblatt steht „Zwanzigstes Tausend“; der Verfasser hat, wie die Zeitungen melden, sein Amt niedergelegt und sich in seinem Heimatlande einen Bauernhof gekauft, um ganz seiner Feder zu leben. Der andre: „Niels Glambæk. Wie er ein Mann wurde,“ von dem bekannten ausgezeichneten dänischen Schriftsteller K. G. Brøndsted, ist den Grenzbotenlesern soeben in einer sorgfältigen und feinen Übersetzung vorgeführt worden. Die Ähnlichkeit des Eindrucks der beiden Romane beruht zunächst auf der Stammesverwandtschaft ihrer Menschen und der Art, wie sie sich äußern, einer naturwüchsigem und treffenden kurzen Sprache, die in ihrer durchsichtigen Gedankenbildung an das Plattdeutsche an klingt, sodann auf dem einfachen Erzählungsinhalt, der dem innern Erlebnis nur als Einkleidung dient, damit dieses das volle Licht erhält; höchstens bei Brøndsted laufen einige wenig hervortretende romanhafte Züge mit unter. Bei Frenssen fehlen sie ganz. Alles Interesse richtet sich auf das Psychologische, das Fertigwerden des Menschen, der die Hauptperson ist. Frenssens Roman ist in der Art, wie er die sinnlichen Grundlagen der menschlichen Natur bloß legt, ganz eigentümlich und neu, neu auch in dem Sinne, daß er schon allein um deswillen solchen Modernen zusagen muß, denen diese Seite des Lebens die Hauptsache ist, und die nur in der Offenheit noch einige Schritte weiter gehn. Ernstere Leser, denen hierin schon Frenssen zu weit gehn möchte, finden bei ihm ein reichliches Gegengewicht an sonstiger Lebenserfahrung, an Gemütswärme und sogar an der religiösen Stimmung eines auch für unreligiöse Menschen noch annehmbaren natürlichen Christentums. Dazu kommt, daß uns das Buch das viel bewegte Problem des arbeitenden Landmanns mit seinen Sorgen und seiner Not vor Augen stellt, aus eigener Anschauung und in wahrer, ergreifender Schilderung, sodaß der ungewöhnliche Beifall, mit dem es von der öffentlichen Beurteilung aufgenommen ist, seine Berechtigung hat.

Das tiefernste Leben eines Bauerjungen, dem die Mutter früh gestorben ist, der dann von einer guten alten Magd mitsamt seiner kleinen Schwester aufgezogen wird, der, weil er ein stiller Grübler ist, aufs Gymnasium möchte, aber aus freiem Entschluß als Stalljunge auf seines Vaters Hofe bleibt, weil er früh begreift, daß keiner nach dem Rechten sieht, wo Vater und die erwachsenen Brüder alles vertrinken und verspielen, der dann schließlich den reichen Marschhof, nachdem er sich jahrelang gequält hat, und Vater und Brüder elend umgekommen sind, doch verlassen muß, weil er ihn bei der hohen Überschuldung mit seiner Hände Arbeit nicht halten kann, eine so traurige Geschichte kann selbstverständlich nicht fröhlich enden. Eher noch mit einem Unglück, auf dessen Ton der ganze Verlauf gestimmt scheint, das würde tieferschütternd wirken und könnte durch eine vollkommene künstlerische Gestaltung wie in einem Trauerspiel gemildert sein. Hier greift das gute Herz des Dichters ein und baut vorsorglich hinter die tragische Katastrophe einen bürgerlich behaglichen Schluß. Jörn Uhl geht als Dreißigjähriger auf das Polytechnikum nach Hannover, wird Ingenieur, arbeitet an dem großen Kanal, unterrichtet im Winter an einer Gewerbeschule in Kiel, während er die Sommer auf einem kleinen Geseßhof zubringt, der dem Bruder seiner Mutter gehört, und der nun sein eigen wird. Den väterlichen Marschhof hat sein Jugendfreund, der in Amerika reich geworden ist, gekauft; der Vater hatte ihn im Zorn weggejagt, weil er mit der kleinen Schwester Jörns im Scherz Liebeleien angefangen hatte, und er ist nächst Jörn die am meisten ausgeführte Figur des Romans. Dieser Schluß ist, um es mit einem Worte zu sagen, philiströs. Wir verlieren nach dieser Wendung in Jörn Uhls Leben die Teilnahme an dem Helden. Wir gönnen ihm die Ruhe, in die er selbst sich nur mit Resignation findet und fügt, aber sein Leben interessiert uns nicht mehr; wir sind mit unsern Gedanken an ihn da zu Ende, wo er den langsam gereiften Entschluß, den väterlichen Hof zu verlassen, in die That umsetzt, seine Leute ablohnt und sich mit seinem einzigen Kind auf den Wagen setzt, den seiner Mutter Bruder davon lenkt, zu dem er sagt: Ich lasse die Uhl nun fahren samt allen ihren Sorgen. Ich bin ein Mensch, ich habe in fünfzehn Jahren keinen Sonntag gehabt; ich glaube, ich bin ein armer, unglücklicher Mann gewesen. Aber nun will ich wirklich versuchen, was du gestern sagtest; ich will sehen, daß ich meine Seele wiederbekomme, die hier in der Uhl gesteckt hat. Her mit meiner Seele! Die gehört mir.

Das neue Leben von Jörns Seele nimmt nur noch hundert Seiten, ein Fünftel des Buches, in Anspruch. Es war Hochmut von ihm, daß er Marschbauer bleiben zu können hoffte, er ist hart darüber geworden, und seine Frau ist dabei zu Grunde gegangen, eine arme, tapfere kleine Frau, die vielleicht nur nicht klug genug für ihn war, ihm nicht Gedanken genug bieten konnte zum Ersatz für seine Grübeleien. Nun hat er keine Angst mehr um das Tägliche, er hat das Gefühl, etwas zu nützen, ohne die Verantwortung dessen, der für sein eignes Risiko schafft, aber wenn er zum Nachdenken kommt, so hat er doch mehr Wehmut als Befriedigung. Ihm ist immer, als wäre an seinem Leben etwas zerrissen, als wäre er früher einmal, vor Jahren, falsch gefahren,

und als sähe er die rechte Straße immer erst nur von ferne. Aber freilich, das erfahren alle ernstern Menschen, daß etwas in ihrem Leben nicht stimmt; wenn alles genau stimmte, würde es dünn klingen, und wenn wir immer so gegangen wären, wie die Mutter wollte, als sie ihren Arm über uns streckte, so wären wir glatt und platt geworden; wir müssen alle in die Sandwege hinein, damit die Geschichte Fülle und Tiefe bekommt. Früher, als er noch jung war, hat er gemeint, es könnten einem nur zwei Dinge gegenüber treten, nämlich solche, die sich biegen lassen, und solche, die sich brechen lassen. In den traurigen Jahren nachher hat er erfahren, daß es noch eine dritte Sorte von Dingen giebt. Die stehn einen Augenblick oder auch jahrelang vor einem als ein wildes, schwarzes, überstarkes Ungeheuer, das seine fürchterliche Tazge gehoben hat. Was soll man dagegen thun? Beiseite biegen, schmeicheln, lügen? Hat keinen Sinn. Da steht es dicht vor dir, und es ist irre, hat keinen Verstand, ein grausig, wüstes Wesen. Darauf loshauen? Hat keinen Sinn, es ist viel stärker als du. Also was bleibt gegenüber solchem Ungeheuer, solchem übergroßen Schicksal noch übrig, als daß man zu ihm sagt: Ob du mich sterben oder leben lässest, ob du mich und was ich lieb habe, frißt oder nicht, ob du durch dein ewiges Drohen und den Anblick deiner Tazge mir den Verstand verwirrst oder nicht, ganz wie es dir paßt. Aber das sage ich dir: beides geschieht im Namen Gottes, von dem ich fest traue, daß seine Sache, das ist das Gute, überall siegen wird. Und als sein Ohm Thieß einwendet: Glaubst du wirklich, daß alles, was so geschieht, auch das Traurige, was wir alle erlebt haben, einen guten Zweck hat, ich meine, daß da Sinn darin liegt? meint Jörn: Wenn man das nicht glaubt, woher soll dann ein ernster, nachdenklicher Mensch den Mut zum Leben nehmen? Man erkennt deutlich, daß alles Geschaffne unter Mühe und Not gestellt ist, es wühlt auf und nieder, aber in dem Mühen und Wühlen ist ein Sinn, das Böse sinkt widerwillig, das Gute ringt mühsam nach oben, und eine verborgne Kraft hilft, stößt und schiebt, wie die Hand des Schäfers und seine Hunde, und wohl dem Menschen, der dann des Hirten leisen Ruf durch den Sturm hört. Aber freilich, was auf der dreihundertjährigen Hochzeitstruhe, die er von der Uhl jetzt mitnimmt, zu lesen ist: Der Segen des Herrn machet reich ohne Mühe, sodas man die Wahl hätte: ich bitte um etwas Segen ohne Mühe, ich bitte um etwas Segen mit Mühe, wenn das in der Bibel steht, so ist die ganze Bibel nichts wert, und der Herrgott auch nichts.

Der Verfasser läßt auf diesen letzten hundert Seiten Jörn Uhl auch noch einmal wieder heiraten, und zwar eine Jugendliebe, die Enkelin seines alten Dorfschulmeisters, die inzwischen ihr Lehrerinnenexamen gemacht und in dem Ladengeschäft ihrer Tante in Hamburg Hefte und Schulbücher an Gymnasiasten verkauft hat. Nach unserm Geschmack, der ja aber für Jörn Uhl nicht verbindlich zu sein braucht, hat sie etwas Gouvernantenhafte, und es will uns in der Erinnerung an das stille, kurze Schaffen der ersten Frau und ihren wundervoll geschilderten rührenden Tod im ersten Kindbett nicht recht in die Sinne, daß diese zweite Verlobung nicht ohne eine gewisse Schäkerei vor sich geht. Zumal da die erste Ehe unter besondern Aspekten gestanden hatte. Sie folgte

auf einen Fehltritt, den zwar die häuerliche Auffassung übrigens kaum als solchen rechnet, der aber hier einige deutliche Schatten wirft, namentlich in das Gemüt der Frau, sodaß der Leser wenigstens das dunkle Gefühl nicht los wird, als sollte mit dem jähen Abbruch des kurzen Glücks so etwas von Sühne mit hineinfließen. Für das, was Törn Uhl erfahren, was ihn vor den Jahren alt gemacht hat, geht er nach unserm Eindruck zu leichtfüßig in das zweite Verhältnis hinein. Er hätte uns als Witwer, allein mit seinem Sohne, mehr zugesagt, und ihm selbst würde seine letzte Lebensaufgabe ebenso gut möglich gewesen sein, nicht nur die äußere, die bald erzählt ist, sondern auch die in der Ökonomie des Romans liegende einer Abrechnung über Gewinn und Verlust, die uns mit ihrer ganzen Psychologie und Ethik dieses Teils, worin der Verfasser nicht mehr dichtet wie in dem ersten, sondern eher doziert wie ein Professor, mindestens ebenso gut zugänglich gewesen wäre ohne die umrahmende Erzählung, die wir künstlerisch für einen Mißgriff halten.

Die Komposition fällt hier in Stücke auseinander. Eines Abends unterbricht Törns Frau das Schweigen und wendet sich an den ehemaligen Stalljungen, der nun den Uhlshof besitzt, er soll ihnen erzählen, wie es ihm mit seiner Frau ergangen sei, die einst Jungmagd auf dem Hofe gewesen und dann mit ihm nach Amerika gegangen war. Da bekommen wir auf noch nicht zehn Seiten eine rührende Geschichte, aus der ein anderer einen ganzen Roman gemacht hätte, so ergreifend, daß sie nicht im Auszug zerblättert werden darf. Das kann alles so erlebt werden und ist vielleicht auch aus Erlebnissen zusammengesetzt. Der Geistliche in Chicago hätte dazu gesagt, wir thäten gut zu glauben, daß Gott sich in einer bitteren Notwendigkeit befunden habe und gezwungen dies Unheil habe geschehn lassen müssen. Ein ehrlicher, verständiger und guter Mann, der nicht redete, wie viele andre Prediger, die jeden Regenweg kennen, den die Engel gehn, wenn sie mit Aufträgen Gottes über die Erde schleichen, und die reden, als wären sie dabei gewesen, als „dich die Morgensterne lobten.“

Um das schwere Schicksal seines geprüften Helden versöhnlich ausklingen zu lassen, hat Frenssen den Weg gewählt, daß er die Personen seiner Erzählung, die es verdienen, nachdem die andern untergegangen sind, in diesem zweiten Teil nach den Stürmen ihres Lebens in friedlichem Zusammensein vereinigt und sie ihre Erfahrungen in Betrachtungen miteinander austauschen läßt. Außer den Genannten sind es noch der Ohm Thieß, dessen äußerliches Wesen mit vielen Wunderlichkeiten allein unter allen Figuren des Romans das komische Element vertritt, aber eine tief angelegte, spintifizierende Natur, deren kluge Urteile sich zu einer Art von Philosophie zusammenschließen, sodann die alte Magd, die an Törn Mutterstelle vertreten hat. Sie hatte eine bunte Welt in sich. Was sich in den letzten fünfzig Jahren zutrug in dem kleinen Dreieck, das zwischen diesem stillen Wasser und der alten Stadt drüben und dem Kirchthum von Schenefeld liegt, und das ist nicht wenig, das wußte sie, und das sah sie deutlich vor sich. Sie war verschlossen und hatte rund um ihre Welt eine hohe Mauer bauen müssen, weil dumme Leute lachten, wenn sie hineinsahen. Aus diesem Grunde sind viele ernste und tiefe Menschen

schweigsam. Aber einzelnen hat sie zuweilen das Thor geöffnet und das ganze Haus gezeigt, ein gutes, altfächsisches Bauernhaus, ein wenig niedrig vom Boden und mit dunkeln Winkeln, aber fest und fromm. Sie hat auch eine Jugend gehabt, aber eine solche, daß sie ernst danach wurde. Sie diente einst auf einem Hofe, wo die Tochter den Knecht ihres Vaters geheiratet hatte, hingerissen in Bewunderung von seiner männlichen Kraft und Schönheit. Das gab eine ungleiche Ehe voller Unglück, eine lange und am Schluß graufige Geschichte, die einem Alten in den Mund gelegt wird, der sie selbst mit erlebt hat. Sie könnte uns hier, da sie recht viel merkwürdiges enthält von dem vergeblichen Kampfe unsrer Vorstellungswelt gegen das wirkliche Leben, eine ganze Weile beschäftigen, wenn wir in jeden Nebenweg einklinken dürften. Für die Haupthandlung ergiebt sich daraus nur soviel, daß nach solchen Erfahrungen ihrer Kindheit die kleine Magd den Mut zu eigenem Heiraten verloren hatte, auf der Uhl lange vor Jörn's Geburt in Dienst getreten war und ihn selbst nun nicht mehr verließ. Ohne sie wäre das Ganze schon in seiner Kindheit zusammengebrochen. Aber Fröhlichkeit kannte sie nicht, und alles Unglück, das noch kommen sollte, mußte sie in Erscheinungen und Vorwarnungen lange voraussehen.

Von den frühern Insassen des Uhlhofs fehlt nur noch eine, Jörn's jüngere Schwester, die schon als Kind ein völlig andres Naturell gezeigt hatte als er. Frühreif, leicht und nach Zerstreuungen begehrlieh, war sie einem reichen Bauernjungen in die Hände gefallen, einem wilden Taugenichts, war mit ihm nach Amerika gegangen und nun längst verschollen. Die Sorge um die Verlorne beschäftigt und quält Jörn, je mehr er seine eignen Verhältnisse befestigt hat, und die andern teilen sie mit ihm. Immer geht eins von ihnen hinaus auf die Heide, von wo man die Straße weit hinunter sieht, die über Ikehoe nach Hamburg führt. Alle hatten das Gefühl, daß sie unterwegs wäre. Sie warteten, und sie kam nicht. Ihre heimathungrige Seele streckte die Arme aus und griff nach den Seelen derer, die sie in der Heimat lieb hatte. Ihre Seele ging schon alle die alten Wege und machte sich denen bemerkbar, die im Hause wohnten. Endlich wurde es Weihnachten. Gerade da, als sie den Baum angezündet haben, kommt die Verirrte, blaß und müde, durch den Schnee an die Fenster. Sie hat ihr Kind bei sich, der Mann ist in Amerika verkommen.

Die Erzählung dieses Ereignisses ist ohne Frage das schönste Stück in dem ganzen zweiten Teil. Da ist wirklich wieder, wie so oft in dem ersten, Handlung, der wir mit Teilnahme folgen, nicht bloß Auseinanderrechnung von Verhältnissen mit erbaulicher Betrachtung über das Ergebnis. Wir gehn hier auf einiges etwas näher ein, weil es kennzeichnend ist für die schriftstellerische Art, die sich Frenssen bis jetzt gebildet hat.

Zuerst eine zum Teil sehr schöne Schilderung der winterlichen Natur, aus der wir das Beste herausheben. Es kam ein kalter Nebel und zog mit einem trägen Winde dünne, graue Tücher über das ganze Land. Die Sonne stand wie ein weißlich trüber Fleck am Himmel, und vorbeiziehend ließ der Nebel an jedem Baum und an jeder Hecke, an der er vorüberging, von seinem

losen Gewebe hängen, da lag das ganze Land im Raufreif. Die Tannen am Waldrande standen gerade und schlank, vom Scheitel bis zu den Füßen in Silberbrokat, Bräute, bereit zur Hochzeit, und hinter ihnen in fallenden, weißen Schleiern die dichte Schar der Jungfrauen. Halb schön erschien ihnen der Zauber, halb schaurig, und erstaunt sah jedes auf seinen Nachbarn, so lange das geringe Tageslicht da war. Als es aber Abend wurde, wandelte sich die seltsame Herrlichkeit. Da sahen sie einer den andern im Totenhemd, das war mit vielen weißen Spizen kalt und steif besetzt; da nahm das Grauen überhand. Das Dorf lag glänzend und neu, als wäre es zu diesem Weihnachtsfeste als ein saubres Spielzeug wie in eine neue Schachtel in dieses weiche, weiße Thal gelegt. Als kämen bald Riesen aus dem Walde vom Meere her und setzten sich rund umher auf die Hügel und fingen an mit den weißen Häusern und den schmucken weißen Bäumen zu spielen, setzten die Häuser durcheinander und stellten die Menschen hin und her, und stellten zwei zusammen und dann Kinder daneben und ließen sie alt werden, und brächten sie nach dem Kirchhof und gruben ein kleines Loch im weißen Schnee. Und dieses Spiel der Riesen dauerte schon tausend Jahre, und die Menschen im Dorfe merkten es nicht.

Auf diese so originelle Verbildlichung der Natur in ein Riesenpielzeug folgt eine Betrachtung über das Weihnachtswunder: Man glaubt es ja jetzt nicht mehr, weil man es nicht mehr sieht. Man sieht es nicht mehr, weil man es nicht mehr glaubt. Wunderbare Dinge sind aber nicht aus der Welt geschafft, wenn die Menschen die Augen zuhalten und sagen: Ich sehe nichts, oder die Augen aufreißen und sagen: Ich sehe alles. Es soll ja damals in Bethlehem ein Engel gewesen sein, der war flink und vorlaut. Er sprach einen Prolog, der nicht vorgelesen war, und verwirrte das ganze Programm, wie die Erzählung deutlich zeigt. Die andern, die nachkamen, waren mehr aristokratisch, mehr himmlisch, mehr von der Sorte: da freien sie nicht und lassen sich nicht freien. (Das ist aber weniger deutlich, Herr Pastor, wie auch das folgende, das wir darum weglassen.)

Nun kommt Törns kleine Schwester mit dem ermatteten Kinde über das Feld gegangen durch die Winternacht, ein Mann hat ihr den Weg gezeigt bis vor das Haus, wo sie den Weihnachtstisch richten. Törns Frau legt für jeden etwas hinauf, für ihn zwei wertvolle Bücher, die die Tante gestiftet hat. Ein junger Hilfslehrer der Mathematik hatte sie ihr empfohlen (ein recht philiströser Zusatz), der oft in den Laden gekommen war, nicht um ein Abenteuer zu haben, wie sie anfangs dachte, sondern weil er eine fühlende Seele suchte, mit der er von seinem Liebesglück reden könnte usw. (also wieder eine Nebengeschichte). Und endlich tritt die Verlorne ein, sie findet nach einem bewegten Wiedersehen ihre Heimat, und alle feiern das Fest, in dessen tiefempfundner Schilderung kein Wort zuviel gesagt ist.

In dem ersten Teil des Romans, dem wir uns nun zuwenden, ist die Komposition zwar auch durch entbehrliche Episoden gelockert, aber die Fäden haben ihren natürlichen Zusammenhalt in der biographieartigen Behandlung der Hauptperson, hinter der sich in kräftig gezeichneten Linien die westholsteinische

Landschaft aufbaut mit ihren auf die Bevölkerung abgedruckten Gegensätzen von Marsch und Geest. Jörns Vater ist der Typus des prozigen Marschbauern, und seine Stiefkinder aus des Vaters erster Ehe sind von derselben Art. Seine sanfte Mutter und alle die gemütvollern, bescheidenen Menschen, von denen er umgeben ist, auch die Dienstleute, stammen von der Geest. Dieser Gegensatz geht durch das Leben der Alten in Arbeit und Lustbarkeit, durch die Spiele der Kinder, durch Schule und Kirche, er zeigt sich in der körperlichen Erscheinung, im Auftreten und Reden, er trennt das heranwachsende Geschlecht in zwei sich instinktiv zusammenschließende Hälften, denen er auch das Leben so verschieden ausbaut, wie es ihre Ansprüche sind.

Seit in der Marsch nicht mehr der Weizenbau den Ausschlag giebt, sondern alles grün geworden ist und zur Weide liegt, seit der Bauer ein Viehzüchter geworden ist, da fängt das Geschlecht an dumm zu werden. Von einem erzählt man, daß er seine Ochsen jeden Morgen besucht und sich mit ihnen also unterhalten habe: Guten Morgen, alle miteinander. Kinder, nun dauert es nicht lange, dann seid ihr fett. Mit dir, mein Vieber, steht es allerdings schwach, namentlich im Achterviertel, was doch die Hauptsache ist. Aber einerlei, ihr kommt nun weg, alle miteinander. Erst nach Husum, das ist eine feine Stadt, Haus an Haus. Dann auf die Eisenbahn, nach Rheinland hinunter, da werdet ihr euch wundern: Schornstein an Schornstein, und überall wird geglüht, gehämmert und gefeilt. Und dort — dort werdet ihr dann . . . nun ja, dort bekommt ihr einen andern Herrn, und ich, ich bekomme mein Geld, und dann sind wir vergnügt, alle miteinander.

Von Natur hat dieser Menschenschlag Anlage für Philosophie und Mathematik und ist zum Grübeln und Plänemachen geneigt. Ein solcher Mann war ja, wie wir sahen, Jörns Onkel Thieß. Manche ziehn sich nach den Stunden ihrer Arbeit ganz auf ihre Gedanken und wenige Bücher zurück, die sie irgendwo in einer verstaubten Truhe vorgefunden oder sich auch durch einen scheuen, schweren Gang zum Buchhändler in der nächsten Stadt erworben haben. Einer malt an die kahlen Kalkwände seiner Schlafkammer alles, was es in der Welt giebt, von jeder Gattung eins, wie er sagt. Da waren Menschen und Tierklassen zu sehen, Himmelskörper, die bösen und die guten Engel, sogar die Dreieinigkeit, und dann ist er mitten unter seinen Werken an einer Gehirn-entzündung unter schönen und wilden Phantasien gestorben. Manche Bauernsöhne müssen von dem Vater auf das Gymnasium gezwungen werden, weil sie sich mit ihrer Seele nicht losmachen können von den Scheunen und Dielen. Bei dem Brummen ihres Religionslehrers, denn viele Religionslehrer brummen, denken sie an das satte Brummen ihrer Fetten, und wenn zu den Horazoden der Taft geschlagen wird, so hören sie winterlichen Drescherschlag. Meint das Schicksal es gut mit einem solchen, so versetzt es ihn später wieder zu irgend einem Beruf auf das Land, wo er den gefüllten Stall eines Bauern wenigstens sehen kann. Ist das Schicksal hart, so läßt es ihn sein Gelehrtenbrot in einer großen Stadt suchen, in die sich vielleicht seine Kinder einstmals gewöhnen werden, während ihn selbst seine Gedanken zeitlebens in das Dorf zurückziehn. Und doch sind die Jungen fast noch unglücklicher, die aus Drang nach Wissen

studieren möchten und es nicht dürfen, weil sie in den Ställen und hinterm Pflug bleiben sollen. Die sitzen dann bis in die Nacht und verwirren sich mit Dingen, die sie nicht begreifen, werden ihrer Umgebung unverständlich und lästig: du taugst nicht unter die Menschen. Geht ein solcher vor der Zeit aus dem Leben, so machen sie ihm ein stattliches Bauernbegräbnis und wundern sich weiter nicht viel. Es ist ihm durcheinander gegangen.

Man wird sich denken können, daß aus dem Leben Jörn Uhls, der zu dieser letzten Klasse gehört, in dem aber immer wieder über das Denken das Handeln den Sieg gewinnt, durch Frenssens Darstellungskunst ein wirklich bedeutendes Bild geworden ist. Die Kinderzeit hat für ihn noch ihre kleinen Freuden. Er ist scheu, ernst, anständig, ungelent und noch vieles mehr, woraus etwas gutes werden kann, und das Schwere seines Lebens, z. B. daß sein Vater sich eigentlich seiner schämt, fühlt er noch nicht. Auch die vergebliche Fahrt nach Melbors auf das Gymnasium, wo er auf den Landvogt studieren will und in der untersten Klasse der Längste geworden wäre, weil ihn sein Schulmeister englisch gelehrt hatte — und lateinisch sollte es doch sein —, hat noch etwas Humoristisches. Aber dann fängt die Bitterkeit damit an, daß er beinahe gegen den Willen des Vaters, dem alles außer seinen wüsten Vergnügungen gleichgültig ist, alle Sorgen um den Hof auf sich nimmt. „Kein Buch kann ich mehr anfassen. Nun bleib ich so dumm wie alle die andern.“ Der Konfirmandenunterricht war ihm unverständlich und quälend. Der praktische Junge, der alles auf die Uhl und ihre Bewohner bezog, konnte weder die Sünde noch die Gnade verstehn, die da gelehrt wurde. Die Sünde kam ihm viel zu spät, und die Gnade kam ihm viel zu früh. Die Sünde fing ja erst mit Diebstahl, Raub und Totschlag an, und die Gnade war da, wenn einer seine Sünde „auf den Herrn warf.“ Jörn Uhl konnte diesen lieben Gott nicht verstehn; er schien ihm ein ganz unpraktischer Rechenmensch zu sein, der in seiner Stube seine Bücher stolz in Ordnung hielt und draußen von seinen Leuten ungeheuerlich betrogen wurde. Arbeiten und nüchtern sein und sparsam und klug wirtschaften, das war für ihn die frohe Botschaft. (Daß man freilich diese Botschaft nicht in der Kirche verkündigen kann, hat der Verfasser inzwischen selbst eingesehen.) — Einige Zeit nach der Konfirmation ging Jörn wieder in die Kirche. Er sah, daß es die Spar samen, Nüchternen und die altmodischen Leute thaten, und er hatte sich vorgenommen, ebenso zu werden. Der eine war ein reicher Mann geworden, der andre galt für hartherzig und geizig, aber es empfahl ihn, daß er noch den Rock trug, mit dem er schon vor fünfzig Jahren zum Abendmahl gegangen war. Eine Frau, deren Mann ein wilder Trinker und Kartenspieler war, saß mit zusammengepreßten Lippen und strengem Gesicht jeden Sonntag in ihrem Kirchenstuhl. Aber die Jungen und die Wilden und die Staatmacher, die gingen nicht hin. Jörn Uhl saß da und langweilte sich. Er konnte zunächst nicht darüber hinweg, daß der Pastor, der seit einem Jahre in der Kirche das große Wort führte, als fester Trinker und sichrer Spieler bekannt war, und dann ging ihm die rechte Lehre, die der kleine, starke Mann verkündete, ganz und gar gegen den Strich. Er konnte nicht entdecken, was unser von Jugend auf böses Dichten und Trachten und die Dreieinigkeits- und

der Sohn Gottes von Ewigkeit geboren mit dem wilden Leben im Dorf und mit seinem eignen Pflügen und Eggen zu thun hätten, und er wunderte sich im stillen, daß das Wort Gottes so unpraktisch war. Nach ihm hätte es heißen müssen: Der Bauer, der nicht jätet, wird nicht selig, und für jeden Wirtshausabend wird ihm ein Jahr im Himmel abgezogen; so ungefähr hätte er die Bibel gemacht. (Also etwa, wie wir in unsrer Kindheit noch die letzten Nachtreter des alten Nationalismus haben predigen hören.) Du mußt immer auf demselben Platz sitzen, hatte ihm sein alter Tagelöhner gesagt; seit sechzig Jahren sitze ich jeden Sonntag da in der dritten Reihe, bloß die zwei Jahre abgerechnet, als ich gegen die Dänen im Felde lag. Und so blieb nichts weiter nach, als daß Jörn Uhl darum etwas auf Gott hielt, weil der so etwas altmodisches hatte.

Eingehend wird die Entwicklung seines Sinnenlebens analysiert, vom ersten Erwachen aus einem heißen Traum bis zu seiner Heirat. Als Zwischenhandlung spielt ein Verhältnis zu einem walfürähnlichen, viel ältern Mädchen, das ihn stärker und fester macht, ihn gleichsam an dem Rand des Schuldigwerdens entlang führt und mit eindringlichem Zuspruch bewahrt. Dieses psychologisch kaum mögliche Verhältnis mit Reflexionen, die anstößig wirken müssen, wenn sie zu Zwiegesprächen werden, soll offenbar Jörn zur Heirat reifmachen. Als Gegenbild wird noch eine spröde Braut eingeführt, die ihre Abneigung gegen die Männer überwindet durch den Anblick eines noch nicht erwachsenen Bauernjungen, der ahnungslos ihr Wohlgefallen erweckt. Nachdem die beiden weiblichen Figuren diesen Zweck für die Exposition erfüllt haben, verschwinden sie spurlos von der Schaubühne. In dieses Gebiet gehören noch zahlreiche Einzelheiten, die mit Jörn Uhls eignem Leben nicht zusammenhängen, und endlich die schon früher angedeuteten Vorgänge, die seiner eignen ersten Heirat vorangehn, und für die wir auch hier die Leser nur auf das Buch selbst verweisen mögen. Bereitwillig erkennen wir Frenssen das Lob eines starken und wahren Realisten zu („So ist das Leben,“ heißt der Titel eines nichtsnutzigen allermodernsten Theaterstücks), wir sind aber dieser Art von Realismus in einem ersten Roman der höhern Gattung noch nicht begegnet und können uns wirklich nicht vorstellen, wie dieser das erstmal so reichlich abgeerntete Acker dem Verfasser noch weitere Früchte tragen soll. Sein Erzählungstalent findet ohnedies Aufgaben genug.

Die Darstellung des täglichen Lebens und der bäuerlichen Berufsarbeit Jörn Uhls ist, wie sich das bei dem Verfasser eines solchen Buchs von selbst versteht, nicht bloß korrekt, sondern auch anschaulich, dabei keineswegs monoton. Eher wirkt die Menge von Einschreibungen, über die man, ohne am Ganzen zu verlieren, hinweglesen könnte, zerstreuen. Der Verfasser hat uns viel zu sagen, und er giebt von seinem Überfluß, wie es ihm kommt, unbefangen und natürlich, und diese naturalistische Art hat ja namentlich für den Bauernmann ihr Recht und außerdem noch den Vorzug, daß sie nicht leicht ins Gezierte fällt. An wichtigen Stellen seines Buchs wendet er aber auch die verweilende, ausführende Schilderung an, und diese Teile sind nach unsrer Meinung die wertvollern. Wir denken dabei nicht an die Szenen aus den Feldzügen, die in ihrem abgerissenen Plakatstil weiter keinen Eindruck auf uns gemacht haben,

als daß sie uns stark an Taneras letzte Manier und an den Prosa schreibenden Villencron erinnerten, sondern an die viel einfachern Dinge, die sich, mit jahrelangen Zwischenräumen, auf dem Uhlenhof zugetragen haben, und die dann für diese kleine Welt große Ereignisse waren. Zuerst das Ende der Frau, lauter höchst einfache Worte, aber von welcher Deutlichkeit! Gegen Abend nahm das Fieber zu. Sie brauchte das ganze, große Bett. Sie gingen durch die Stube hin und her, gingen nach der Küche und kamen wieder. — Gegen Morgen wurde sie wieder ruhiger, war aber todesmatt und redete mühselig. Er sollte Vater (dem nichtsnutzigen alten Uhlbauern) sagen, daß sie ihn lieb gehabt hätte. Törn schluchzte heiß auf: Der hat kein einzig gutes Wort zu dir gesagt, du arme Deern. Sie versuchte zu lächeln. Du hast nichts wie Mühe und Arbeit gehabt, sagte er. Da machte sie ihm mit schwerer Zunge verständlich, daß sie sehr glücklich gewesen wäre. Er beugte sich tief zu ihr nieder, und sie versuchte seine Hand zu streicheln. Um andre kümmerte sie sich nicht mehr; auch ihr Kind hatte sie vergessen. — Nachmittag, Spätnachmittag, Abend bilden ähnlich kurze Abschnitte. In der Nacht kommt der Arzt zum letztenmal angefahren. Die Laternen seines Wagens wehten im eiskalten Winde. Er sah die Kranke und rief Törn Uhl beiseite und sagte, daß keine Hoffnung mehr wäre. Wenn da noch etwas zu ordnen wäre . . . Törn Uhl ging wieder ans Bett zurück, an dem er seit sechzehn Stunden stand. Ja, da war noch etwas zu ordnen. Etwas. Er beugte sich zu ihr nieder, und mit seinen schwerfälligen Worten sagte er ihr, wie lieb er sie gehabt hätte. Sie versuchte ihn anzusehen. Es sollte ein langer, verwunderter Blick sein. Sie sah ja zum erstenmal in seine Seele. Aber die Augenlider waren zu schwer. Nach Mitternacht wurde sie ein wenig wacher. — Dann kommen die letzten Fieberphantasien, Kindheits-erinnerungen, Spaziergänge über die blühende Heide, die in das himmlische Paradies führen, ebenfalls sehr schön, wie nach Fiesole oder Gabriel Dante Rosssetti, dazwischen auch ein wenig mystisch-modern (der Weg stieg an, von vorn kam es wie Licht oder wie Gesang) und für das holsteinische Bauernmädchen vielleicht zu entlegen.

Törn Uhls Vater ist schon lange nach einem Unfall beim Pflügen krank und geistig gestört, er bildet sich ein, er sei sein Ahnherr, der Stifter des Hofes, und seine Nachkommen brächten durch, was er erworben hätte. Da, in einer Nacht, finden sie den Trunkenbold von Bruder an einer Leiter erhängt. Der Knecht ging nach dem Pferdestalle zu und sagte zu dem Jungen, der mit bleichem Gesicht in der Thür stand: Mach, daß du nach der Stube kommst, dies ist nichts für dich. Der Amtsrichter kam, und der Gemeindevorsteher kam auch, und Törn Uhl war kalt wie Eis und gefährlich wie zertretenes Glas. Der Vorsteher fragte, wer den Sarg machen sollte. Er antwortete: Was gehts mich an? Ja, wir können ihn doch nicht als Armenleiche begraben lassen? Törn Uhl sah ihn stolz an: Warum nicht? Wer konzessioniert in dieser Gemeinde die Wirtschaften, in denen die Menschen sich betrinken dürfen, bis sie Schweine sind? Thu ich das oder die Gemeinde? Dann mag die Gemeinde die Schweine begraben, die sie selber groß zieht. Da kam am selben Abend der Armensarg und wurde in die Kammer gestellt, die rechts vom Kuh-

stall ist; sie ist früher Häckelkammer gewesen. Törn und der Tischler legten den Toten hinein. Die Armensürge werden im voraus gemacht, sagte er. Er ist zu lang, er hat bei der Garde du corps gedient. Es geht so. Wieten (die alte Dienerin) kam und hatte den alten Mann, den sie notdürftig angekleidet hatte, an der Hand wie ein Kind. In der andern Hand hatte sie die leere Flasche und den Strick. Wir wollen ihm alles mitgeben, sagte sie; es nutzt doch nichts, daß man Gott was vormacht. Nun kann er gleich sehen, was seine Not und sein Tod gewesen ist. Und sie legten ihm beides unter die Kniee. Törn schüttelte den Kopf und ließ die beiden allein und ging hinaus und vor dem Hofe hin und her wie ein Wachtposten, daß nicht noch mehr Unglück und Schande ins Haus hineindringe. Als er wieder hineinging, um den Vater zu Bett zu bringen, fand er ihn schon drin, und die Alte saß vor seinem Bett und las die Geschichte von Eli, dem starken, dicken Mann, der seine Kinder nicht erzog. Laß das Lesen, sagte Törn, es nutzt nichts, das hätte früher geschehn müssen.

Danach trafen Törn noch zwei Schläge, und dann war seines Bleibens nicht mehr auf der Uhl. Zuerst eine Mäuseplage, die über seine Weizenfelder kam, alle Hoffnungen zerstörte und die Zinszahlung für dieses Jahr unmöglich machte. Das ist meisterhaft erzählt, wie es in den Halmen lebendig wird, einer und der andre es bemerkt und noch nicht glauben mag, der schwerblütige Törn dann bald die ganze Gefahr erkennt, und endlich Hausen an Hausen am Boden liegt, in der Masse des regnerischen Herbstes ausgeschlägt und verfault. Es ist außer unsrer Macht. Nun hat es keinen Zweck mehr, nach den Weizenfeldern zu gehn; da ist nichts mehr zu suchen. In demselben Jahre brennt das Haus auf der Uhl bis auf den Grund nieder. Das Unglück hat sich mit vielen Vorzeichen angekündigt. Alles wartet darauf mit Spannung und Angst. Endlich zieht ein Gewitter herauf am späten Nachmittag. Das war ein Schlag, es hat eingeschlagen. Die Leute traten heraus und sagten einer zum andern: Es ist nichts zu sehen. Sie haben das ganze Haus durchsucht bis unters Dach. Es war nichts zu sehen, es wurde zehnt, und sie waren zur Ruhe gegangen. Da meinte der Blitz, daß Haus und Menschen sein wären, und machte sich auf den Weg. Er wand sich mit langem, glattem Leib, blank wie ein gut gebrauchter Spaten, langsam zwischen Heu und Dach. Wo er mit den dünnen Armen vorlangend hingriff, schwelte rote Blut auf. Dieses Personifizieren der Natur versteht Frenssen aus dem Grunde. Ein andermal heißt es bei ihm: Es war ein kalter, rauher, dunkler Frühlingmorgen. Trübe Nebel lagen wie große, faule Tiere dumm und stumm in den Senkungen der Felser. — Wir wollen die Feuersbrunst nicht ausschreiben, sie zieht sich in lauter kleinen dramatischen Abschnitten über mehrere Seiten hin. Die Menschen können sich retten, das Vieh ist draußen auf der Weide. Der Alte wird in das Nachbarhaus getragen und stirbt in derselben Nacht. Als die Kälte des Morgens kam, verließen sich die Menschen. Als der Himmel grau wurde, verließ auch Törn die Brandstätte. Einige Sterne standen noch hoch am Himmel, wie übermüde, glänzende Augen in einem blassen, überwachten Gesicht. Törn tritt an das Bett des Toten und sieht ihn lange an. Dann geht er auf

Wieten zu, greift nach ihrer Hand, hält sie lange fest und sagt weich und leise: Es ist nur gut, daß meine alte Mutter noch lebt. Den Auszug vom Uhlenhof, mit dem der künstlerisch gebaute erste Teil des Romans abschließt, kennen wir schon.

„Törn Uhl“ ist ein gehaltreiches, tüchtiges Werk, aber ein Rohguß, dem die Ziselierung gefehlt hat: die Sorge eines feinsinnigen Freundes, der schärfer sieht, als wir selbst, oder eines kritischen Verlegers, dem es dazu freilich nicht an Zeit fehlen dürfte. Wir können uns nicht denken, daß sich Frenssens schriftstellerischer Ehrgeiz mit dem Zerrissenen der modernen Mache, deren Ästhetik sich am besten bei einem Flickschneider erlernen ließe, zufrieden geben wird.

Wir möchten aber nun unsre Leser nicht noch mit einer gleich ausgedehnten Besprechung des Brøndstedtschen Romans ermüden, sondern ihnen nur noch sagen, warum wir, während wir diesen lasen, immer wieder an den Törn Uhl zurückdenken mußten. „Niels Glambæk“ erschüttert uns nicht durch wuchtige Handlung oder sehr tief gehenden Seelenschmerz. Nur an einzelnen Punkten nimmt die Situation etwas von Tragik an, meistens hält sie sich sogar im Bereich eines gewissen Humors. Schon der ästhetischen Absicht nach haben wir hier die kleinere Gattung vor uns, zugleich aber die Komposition eines wirklichen Kunstwerks, abgewogen und vollendet, einen Eindruck also wie von einer Kleinbronze feinsten Qualität, an der alles gut ist bis auf den letzten Strich der Ziselierung. Der Schauplatz wechselt nur einmal, zwischen dem Landsitz des dänischen Ministers und der Stadt Kopenhagen. Das Problem ist einfach und schon beim Beginn der Exposition sichtbar. Wird dieser arme Student, so ungelent und jungenhaft, wie wir uns in Deutschland kaum einen Studenten vorzustellen pflegen, sich die Gunst des reichen Gutsherrn, der sein Verwandter ist, gewinnen und dazu die Hand der kleinen Baroneß von dem Nachbargute, die zu dem Minister auf Besuch kommt, weil sie ebenfalls mit ihm verwandt ist? Das tiefere Interesse bekommt diese Frage erst durch eine seltsame Ver- schlingung, die dem Leser allmählich und Niels Glambæk erst ganz zuletzt klar wird. Seine Mutter ist verschollen, sie hat ihn als zweijähriges Kind verlassen und ist nach Spanien gegangen, wie es heißt. Sie war die Schwester des stolzen Jägermeisters, des Vaters der kleinen Baroneß, und sie war einst mit dem Minister, ihrem Vetter, verlobt gewesen. Niels weiß nur, daß er selbst ein Glambæk ist, und daß der radikale Zeitungsredakteur dieses Namens in Kopenhagen, in dessen Hause er eine Art kümmerlicher Erziehung erhalten hat, seines Vaters Bruder ist. Seine Mutter ist leichtsinnig, sehr leichtsinnig gewesen, aber nicht schlecht, sagen die andern, die sie gekannt haben. Er weiß davon nichts. Nun hat ihn der Minister, der wohl irgend ein Interesse an ihm haben muß, auf seinen Landsitz eingeladen, Niels ist oft dagewesen, zuerst ärmlich gekleidet und so schüchtern, daß er Mühe hatte, sich vor den Verwaltern und der Dienerschaft notdürftig zu behaupten. Dann hat ihn der Minister beschenkt und äußerlich ausgestattet, er ist ein Herr geworden und verkehrt mit seiner vornehmen Cousine beinahe auf gleichem Fuß, und innerlich knüpft sich zwischen ihnen in der Stille das Verhältnis. Sein Glück scheint auf der Höhe, als ihm eines Abends der Minister erklärt, er nehme ihn an

Sohnesstatt an. Aber keiner hat es gehört, und gleich darauf wird der alte Herr von einem Verrückten, dem er seit Jahren Aufenthalt gewährt, ermordet. So leicht sollte es also Niels Glambäl nicht werden. Nicht er, sondern der künftige Schwiegervater Jägermeister wird der Erbe des größten Grundbesitzers von Dänemark, und er selbst muß wieder in sein bescheidenes Studentenquartier zurück. Daß ihm die Versprochne noch einmal zu teil werden wird, so unerhört und bis zur Unmöglichkeit unwahrscheinlich es auch für den Augenblick ist, fühlt der Leser zwar aus einer ästhetischen Notwendigkeit voraus, da sonst die Ökonomie des Romans verfehlt wäre, er wird aber doch noch durch die Kunst der Darstellung in Spannung gehalten, und die Lösung erfolgt dann nicht bloß ästhetisch, sondern mit einer tiefem Gemütswirkung so, daß Niels seine Braut nicht eher gewinnen kann, als bis er die Mutter wieder gefunden und die von allen ihren Angehörigen Zurückgestoßene bei sich aufgenommen hat.

Dieses Verhältnis von Mutter und Sohn, das ganz allmählich zuerst mit Andeutungen und Ahnungen in die Handlungsführung des Romans einfließt, erzeugt die schönsten Eindrücke, still und weich und nicht minder tief als die lautere Bewegung des viel derber aufgebauten „Jörn Uhl.“ Niels träumt zweimal von der Mutter, in Augenblicken, wo sie ihm ganz nahe ist, ohne daß er es weiß. Das zweitemal fühlt er beim Erwachen auf seiner Hand eine Thräne, die er für einen Taupropfen hält; er war draußen auf der Veranda eingeschlafen. Aber er findet auch einen Shawl um sich gedeckt, den er nicht hatte, als er sich hinsetzte, das weiß er ganz bestimmt. Sener erste Traum war auch wehmütig, aber so angstvoll und schwer wie dieser zweite war er nicht. Dieses mal hat der Träumende ein Gefühl von Widerwillen und Bitterkeit gegen die Erscheinung, die mit Thränen seinen Namen spricht; er muß nach ihr greifen wie mit einer Kinderhand, aber es ist zu spät, er ist erwachsen. Er hat auch davon geträumt, daß etwas seine Wange berührt und über sein Haar gestrichen habe. Und nun hört er einen Wagen davonrollen. In dieser Nacht hatte der Minister eine lange Unterredung gehabt mit einer fremden, schmalen Frau in ärmlichen, schwarzen Kleidern, es war vergebens gewesen. Die Geliebte seiner Jugend hatte er verloren, aber ihr Sohn war da, den er soeben zu adoptieren beschloffen hatte. Gottlob, daß ich jedenfalls dich habe, flüsterte er. Und ich dich, antwortet Niels. Das ist alles sehr schön, die Szene zwischen dem Minister und Nielsens Mutter in ihrer Einfachheit geradezu großartig, und wenn man von hier aus an Frenssens Buch zurückdenkt, so fühlt man, daß es zweierlei Arten von poetischer Stimmung oder Stilisierung giebt, die eine mehr für das Volk, die andre für die leichter erregbaren Nerven der Gebildeten, und daß diese zweite Art jedenfalls noch mehr Kunst verlangt. Oder vielmehr natürliche Anmut, die wie Hauch und Duft über den Dingen liegt, wie der schillernde Staub auf Schmetterlingsflügeln. So in den zarten und feinen Begegnungen Nielsens und seiner künftigen Braut. Wie kann nur so ein junges Mädchen einem Heimat und Mutter und alles zugleich sein, wie einst Hektor der Andromache Eltern und Geschwister ersetzen mußte! Und Niels, der noch so weit vom Ziele entfernt ist, fühlt sich doch bloß in seinen Gedanken und Hoffnungen schon so sicher. Da führt uns Brøndsted fürwahr

nicht bloß in die äußerlich feineren Verhältnisse, sondern auch in die höhern Sphären, darinnen, wie der Dichter sagt, das Ohr viel feiner hören und das Auge weiter tragen kann.

In der äußern Darstellung gehn Erzählung und Ortschilderung bei Bröndsted weniger in die Breite, der Nachdruck liegt auf dem bei manchmal äußerster Knappheit — die Menschen des Nordens sind einsilbig — vielsagenden Dialog; geradezu erstaunlich ist es, wie die Unterdrückungen, die nicht zu Ende gesprochenen Sätze, typographisch ausgedrückt die Gedankenstriche, wirken. Das Personifizieren lebloser Gegenstände, die mit Eindrücken zu den Menschen sprechen, findet sich auch bei Bröndsted, wenn er z. B. Niels sich mit seiner Studierlampe unterhalten läßt, ebenso das Meditieren, das zum Selbstgespräch wird. Die psychologische Kunst ist mindestens ebenso groß wie bei Frenssen, z. B. in der Haushälterin des Ministers und in dem für die Exposition wichtigen Vertrauensverhältnis, das sich zwischen ihr und ihrem Schützling Niels leise anspinnt. Die Figur des Verrückten hat für manchen Geschmack vielleicht etwas mehr Licht bekommen, als für ihre Aufgabe, durch die Ermordung des Ministers die Katastrophe herbeizuführen und die Hauptperson über die flache Rolle eines Hans im Glück zu erheben, erforderlich war. Übrigens herrscht volles Ebenmaß in der Abwägung der Rollenfücher und der Folge der Szenen, sodaß man nichts hinwegnehmen könnte. Da das Milieu Bröndstedts weltförmiger ist, so ist das Pathos weniger stark, aber der Gesamteindruck darum doch nur scheinbar flacher als bei Frenssen, wo nach unserm Gefühl wenigstens der mehr an die Nerven gehende Predigerton manchmal der künstlerischen Wirkung im Wege steht.

Wir meinen also, und das sollte mit dieser kurzen Parallele gesagt sein, daß Bröndsted der größere Künstler ist, wogegen sich ja vielleicht in Frenssen noch das stärkere Talent wird offenbaren können.



Von einer Weltreise

1. Die Blutsaristokratie der Europäer in den Tropen



Als ich als Schiffsarzt um Afrika fuhr, lief unser Schiff auch einige kleinere Häfen des portugiesischen Ostafrikas an. Es ist Sitte, daß die Herren vom Land den Ankömmlingen an Bord den ersten Besuch machen. Darum hatten wir bald die ganze deutsche Kolonie an Bord versammelt. Denn es locken nicht bloß Bier und Rheinwein, die ja auch an Land zu haben sind, sondern als die kostbarsten aller Delikatessen Schwarzbrot, Butter und Käse, die nur, wenn ein Schiff von der Heimat kommt, zu haben sind. Die Unterhaltung kam schnell in Gang. Denn jeder fragt, worauf er eben neugierig ist, und an berechtigter Neugierde ist ja auf beiden Seiten kein Mangel. So fragte ich: